

Hier beginnt die

Lena Gorelik

Bereits vor dem ersten Satz, bereits im Denken, dann beim ersten Wort. Im Wissen, dass ich darüber entscheide, dass ich diesen Text schreibe, wie ich ihn beginne, und welches Satzzeichen ich hinter das letzte Wort setze. Die Freiheit zu denken, die Freiheit zu sprechen, zu schreiben, auch in der und für die Öffentlichkeit. Worte einzeln zu wählen, die Freiheit, sich für eine Kunstform zu entscheiden, sowie die Freiheit zuvor, diese allererste Anmaßung: Ich erschaffe jetzt Kunst. Einen gesellschaftlichen Raum um sich herum zu wissen, in dem sie veröffentlicht, gesehen, gelesen, gehört und auch hinterfragt, kritisiert, in Frage gestellt werden darf. Über Inhalt wie Ästhetik nachdenken zu dürfen, diese Freiheit. In der Literatur übrigens, so würde ich meinen, ein verpöntes, weil verbrauchtes Wort – Freiheit: zu groß, zu pathetisch, zu unkonkret, zu simpel. Das Wort hat, wenn man es so betrachtet, den ihm innewohnenden Zauber verloren, um den alle wissen (und auch um den sie zu bangen wissen), die das Gegenteil kennen: die Unfreiheit. Das Wissen, dass man nicht frei in der Wahl seiner Worte ist, dass jede Entscheidung, die sich die Freiheit nimmt, eine Konsequenz nach sich trägt, die im schlimmsten Falle zu einer tatsächlichen Unfreiheit führen kann, zu einer Freiheitsstrafe zum Beispiel, zu einer körperlichen Versehrung. Dass diese Konsequenz nicht nur die kunstschaffende Person selbst betreffen kann, sondern auch die Liebsten. Die in Unfreiheit frei gewählten Worte sind anders frei; sie sind von Mut begleitet, sie wissen um ihren Preis.

Ich bin in der Sowjetunion aufgewachsen, als ich nach Deutschland kam, war ich gerade noch ein Kind. Die deutsche Sprache ist für mich nicht nur die, in der ich denke und schreibe, es ist immer auch die, in der die Sprache keine Begrenzung hat, sie ist nicht von Angst begleitet. In der ich nichts befürchte, wenn ich Worte wähle und wende. In der das Wählen und Wenden nicht von einem „Dürfen“ begleitet werden, in der sie eine Selbstverständlichkeit sein können. Es ist eine Sprache ohne „pst“. Ohne „Sprich leiser!“, in der die Wände keine Ohren haben (korrekter noch: in der die Ohren der Wände nicht mehr sind). Ich war in der Sowjetunion ein Kind, so sind auch meine Erinnerungen an dieses Land und dieses politische System zum Teil kindlich-ver-

jetzt

klärend, und zum Teil weisen sie große Lücken voller Fragen auf. Aber an das „Pst“ erinnere ich mich genau, kann es immer noch hören. „Pst, die Ohren haben Wände“, zischten die Erwachsenen meinen Fragen und auch einander entgegen. Als würden Wände nicht nur den Wohnraum eingrenzen, die eigenen Quadratmeter, sondern auch das eigene Denken, alles, was im Kopf geschah: Die Gedanken durften nicht hinter die Wand. In meiner Familie schrieb niemand, es war auch niemand regimekritisch, politisch aktiv, und dennoch spült das Gedächtnis diesen Satz hervor,

Freiheit,

die Vorsicht hinter den Worten oder die Angst. Dicht dahinter die Erinnerung an schlecht lesbare, weil so häufig fotokopierte Bücher von beispielsweise Anna Achmatowa, die unter der Hand weitergereicht wurden, oder vielmehr: in Schals, in Kleidungsstücke gewickelt. Gehetzt weitergereicht, von leicht zittrigen Händen gegriffen, und auch wenn ich nicht wusste, wer Anna Achmatowa war, wusste ich, dass ihre Worte anders als die in unseren Bücherregalen waren. Aufregender, wichtiger, als trügen sie Geheimnisse in sich. Gefährlich, aber so bedeutungsvoll, dass man nicht umhinkonnte, sie zu lesen.

Ich war gerade noch ein Kind, als meine Eltern mit mir die Sowjetunion verließen, dieses Land, das ich später durch Lektüren und Studium zu begreifen versuchte, aber obwohl das Kind nicht viel mitnehmen konnte – lückenhafte Erinnerungen, zwei Bücher, die mein Vater in die wenigen Koffer stopfte, und ein Spiel –, habe ich das Wissen für immer gespeichert, wie Unfreiheit ist. Wie Wände immer näher rücken, wenn sie Ohren haben, wie der Raum immer enger wird. Deshalb zelebriere ich jede einzelne politische Wahl, stolzen Schrittes zur Wahlkabine schreitend. Würde nie per Briefwahl meine Stimme abgeben: Dann verpasste ich ja diesen Moment, in dem ich weiß, dass sie zählt.

Halte deshalb, bevor ich einen Text beginne, jedes Mal, wirklich jedes einzelne Mal inne. Erinnere mich daran, dass ich ab jetzt Entscheidungen treffe, dass ich das in aller Freiheit tun darf. Eine nach der anderen, jedes Wort, jedes Satz-, jedes Leerzeichen, jede Klammer eine Entscheidung, und auch alles, was die Löschtaste vermag. Ich kann Wörter wählen, wenden, anordnen, werfen, mischen, ihrer Etymologie entreißen, kann alles mit ihnen tun, was mir inhaltlich wie ästhetisch sinnvoll scheint. Ohne Vorsicht, ohne Furcht, aber immerzu in Verantwortung, im Bewusstsein.

In dieser Kunstfreiheit kann ich schreiben: Ich fürchte mich gerade um sie. Die Furcht ist keine Phrase, sie hat sich breit gemacht, hat sich eingenistet in mir. Nimmt stetig zu: Wenn ich die Wahlergebnisse der Europa- oder Landtagswahlen betrachte. Wenn ich mit Menschen aus Kunst-, Theater- oder Literaturinstitutionen spreche, die von Vorsicht im Denken und Planen erzählen, das jetzt oft von der Angst mitbestimmt wird, einen Fehler zu begehen, die „falschen“ Gäste einzuladen, anschließend Shitstorms ausgesetzt zu sein. Wenn ich weiß, dass befreundete Künstler*innen bedroht werden, dass es bei manchen kulturellen Veranstaltungen Sicherheitsschutz braucht. Wenn Kritik an

Kunst in Beschimpfungen und öffentliches Outcalling ausartet, und deshalb einige zu denken beginnen: Warum überhaupt noch was sagen? Wenn man mich fragt: Was, Du traust Dich (als migrantische, als jüdische Autorin) noch in die ostdeutschen Bundesländer? Da ich doch weiß, dass das, weshalb sich viele Autor*innen nicht mehr in ostdeutsche Bundesländer trauen, kein Phänomen ist, das sich auf diese Region beschränkt. Die Furcht um die Kunstfreiheit nimmt auch dann zu, wenn ich in Gesprächen registriere, dass mein Gegenüber die Furcht nicht versteht, wenn es mit den Schultern zuckt: Ach, es wird schon nicht so schlimm kommen. Obwohl es schon jetzt schlimm kommt.

Die deutsche Sprache ist für mich nicht nur die, in der ich denke und schreibe, es ist immer auch die, in der die Sprache keine Begrenzung hat, sie ist nicht von Angst begleitet. In der ich nichts befürchte, wenn ich Worte wähle und wende.

Es gibt einen guten Grund, warum autoritäre Staaten und Systeme bei ihrer Errichtung mit als Erstes die Kunstfreiheit einzuschränken suchen. Sie wissen, so gerne wir sie als herzlose Kunstbanausen sehen wollen, nur zu genau um das, was Kunst vermag. Dass sie Fragen aufzuwerfen vermag, dass sie erschüttern kann, woran man die Menschen glauben machen möchte. Dass sie Bilder entwirft und Träume, dass sie erinnert und mahnt, dass sie widerspricht und betont, dass sie das Scheinwerferlicht zu verschieben vermag. Dass sie kritisiert, dass sie bewirkt, dass wir Menschen innehalten. Deshalb sollen in Diktaturen Künstler*innen zu Handlangern erniedrigt werden, sie werden gejagt, hinter Gitter gebracht, ermordet. Der Weg zu diesem Punkt ist lang, meist wird er in schleichenden Schritten gegangen. Über die Besetzung künstlerischer Leitungspositionen zum Beispiel, über die Verteilung öffentlicher Fördergelder nur an bestimmte Institutionen und Künstler*innen, über die Kürzung von Fördergeldern, über die Änderung von Förderrichtlinien, über diese indirekte Zensur. Oder über parlamentarische Anfragen, um einzelne Kunstprojekte zu diskreditieren, wie das schon einige Male durch die AfD geschah. In kleinen, schleichenden Schritten, die nicht in ihrer Summe wahrgenommen werden. Man kann der Freiheit dabei zusehen, wie sie nach und nach verschwindet.

Was die in Teilen als gesichert rechtsextrem bewertete AfD unter unseren Augen schon seit Langem versucht, wissen wir als Gesellschaft, aber auch als Kunstschaffende zu unterstützen, wenn wir uns in die Mechanismen einordnen, die sie uns aufzuzwingen sucht. In einer Zeit, in der politische wie kulturelle Diskurse sich immer häufiger auf Dichotomien beschränken, auf ein Entweder-oder – man ist für Abschiebungen oder dagegen, für Israel oder für Palästina, für Klimaschutzmaßnahmen oder dagegen –, meint man zu schnell, zu eindeutig und zu klar sehen zu können, wer der Feind ist. Das gilt leider auch für Debatten und Themen innerhalb der Kunst: Der Raum für Abweichungen, aber auch für differenzierte Betrachtungen, langsame Analysen, offene Fragestellungen, für „ja, aber auch“ und „nein, obwohl“ wird immer enger, bis er nicht mehr sichtbar ist. Wenn Gespräche ausbleiben, weil beispielsweise bei Anfragen zu Anthologien

nicht mehr zählt, welches Thema die Anthologie behandelt, von welcher Seite man es als Schreibende*r gern betrachten möchte, welche andere Perspektive eine Sammlung von Stimmen ergänzen könnte, sondern wer die anderen schreibenden Autor*innen sind, dann erinnert das – und das ist nicht polemisch gemeint, sondern eine Assoziation – an einen Kindergarten: Wenn er oder sie mitspielt, dann spiele ich nicht mehr mit. Oder eben: schreibe nicht mehr mit. Dasselbe gilt für Einladungen zu Podiumsgesprächen, Kooperationen, kulturelle Veranstaltungen. Wenn aber Gespräche verstummen, wenn Kunst nicht mehr der Ort ist, an dem betrachtet, kritisiert, ausgehalten wird, an dem unterschiedliche Positionen und Perspektiven zusammenkommen können, an dem Platz für Zwischentöne ist, dann stehen wir einander wie Feinde, wie Kriegsparteien gegenüber, was jenen in die Hände spielt, die die Freiheit zu denken, zu sprechen, zu schreiben beschränken wollen.

Kunstfreiheit heißt Freiheit der Entscheidung. Niemand weiß das besser als wir, die wir sie zu erschaffen versuchen. Die wir uns entscheiden: für Töne wie Zwischentöne, für Form wie Inhalt, für Farben wie Worte, für Tempo wie Lautstärke, für Satzzeichen sogar, kleine Punkte. Wir setzen diese (Satz-)Zeichen, um zu erzählen, um Fragen zu stellen, um aufzuzeigen, um zu verstehen, um zu hinterfragen, um Zeugenschaft abzulegen. Wir wissen dabei sehr genau, jede Entscheidung für ist auch immer eine Entscheidung gegen etwas. Die Lücken sind ebenso bewusst gesetzt wie jedes Wort. Wir loten mit unseren Themen, mit unseren Inhalten die Lücken, die Stolperfallen, die neuralgischen Punkte unserer Zeit, unseres Zusammenlebens aus. Wir haben die Möglichkeit, auf das, was wir in der Welt, um uns herum beobachten, zu reagieren, wir können es auch ignorieren: Dann machen wir von der Freiheit Gebrauch, uns dagegen zu entscheiden. Wir entscheiden jeden Tag aufs Neue, was wir mit dem großen und gerade so gefährdeten Privileg unserer Freiheit tun. Wir entscheiden, wie wir – sowohl in künstlerischen Positionen als auch in öffentlichen Debatten – mit gesellschaftlichen Entwicklungen wie dem zunehmenden Einfluss, den rechtsextreme Kräfte auf unsere Gesellschaft wie auf die Bedingungen der Kunst nehmen, umgehen. Ob wir ihre Mechanismen akzeptieren, ob wir canceln oder sprechen, ob wir behaupten oder Fragen stellen. Was wir schreiben, wie leise, wie laut.

Hier beginnt die Freiheit, jetzt.

Lena Gorelik ist Schriftstellerin und lebt in München.